

[44]

## Schuld um Schuld.

Roman in zwei Bänden von Ludwig Habicht.

Leonie blickte von einem zum andern, und ein liebliches Lächeln umspielte ihren blassen Mund, in den traurigen, entsetzungsvollen blauen Augen erglänzte das heilige Licht, welches die Freude am Glücke anderer entzündet. „Also doch!“ rief sie, die kleinen, weißen Hände ineinanderlegend, „er hat sich nicht von dir gewendet, wie ich wähnte und fürchtete. O, Adelheid, warum hast du mich das glauben lassen? Kannstest du mich so wenig, daß du wähestest, ich könne einen Trost finden in deinem dem meinen gleichen Leid? Nein, im Gegentheil, wenn es für mich einen Trost giebt, so ist es, dich glücklich zu wissen.“

Adelheid schloß sie unter Thränen in die Arme und bat: „Vergieb, Leonie, die Heimlichkeit, aber glaube nicht, daß ich so klein von meiner Schwester dachte; unser Verhalten hatte andere Gründe, und die sollst du jetzt erfahren.“

Sie führte die Schwester zu den Bänken unter den Eichen, und hier erzählten Adelheid und Otto abwechselnd der staunend und ungläubig zuhörenden Leonie, welche Kette von Verdachtsgründen sich gegen Herrn v. Sonnland ergeben, wie Kröner nur mit genauer Noth dem Schicksal entgangen war, das Opfer eines neuen Verbrechens zu werden, und wie er jetzt entschlossen sei, von jeder weiteren Verfolgung des Schuldigen abzusehen um Paulas willen.

Leonie ergriff Ottos Hand und drückte, ehe dieser es zu hindern vermochte, einen Kuß darauf. „Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen,“ hauchte sie, „nicht nur um Paulas, sondern um Arthurs willen.“

„Leonie, noch immer!“ rief Adelheid.

„Ein Lächeln, das ihrem Gesichte etwas Ueberirdisches verlieh, durchleuchtete Leonies bleiche Züge. „Glaubt Ihr glücklichen Menschen, daß nur Eure Liebe unvergänglich sei?“ fragte sie. „An unserer Mutter erfahrt Ihr, daß sie den Tod überdauert, lernet an mir, daß das Leben sie nicht zu zerstören vermag. Ich liebe Arthur und werde ihn lieben, so lange ich atme, sein Glück ist das meine, sein Leid fühle ich mit, und sollte er mich rufen in Noth und Tod, so wird nichts mich abhalten, an seine Seite zu eilen.“

„Meine arme, liebe Leonie,“ sagte Adelheid tief bewegt. „Deine Erklärung birgt für uns aber doch eine Rechtfertigung, daß wir das, was wir vorhatten, für dich mit dem Schleier des Geheimnisses umgaben.“

„Ihr thatet recht; ich hätte euch nicht wehren können und wäre in einen entzweigten Zwiespalt gerathen,“ sagte sie, „aber ich danke Gott, daß das Geheimniß von uns genommen ist, denn so groß war deine Geschicklichkeit doch nicht, um mir auch zu verbergen, daß du mir etwas verbirgst, und ich habe schwer darunter gelitten. Glaubte ich doch auch die Liebe und das Vertrauen meiner Schwester verloren zu haben.“

„Arme, gute Leonie, und das hast du alles so schweigend getragen!“ rief Adelheid.

„Das Schweigen ist weit mehr noch als der Gott der Glücklichen, es ist der Gott der Unglücklichen oder besser der Entzagenden,“ antwortete sie mit einer Einfachheit, die etwas unbeschreiblich Rührendes hatte.

Die Dunkelheit war hereingebrochen. Durch die leise im Nachtwinde rauschenden Blätter der breitästigen Eichen strahlten sich einzelne Strahlen des Mondes, zeichneten hüpfende, wechselnde Lichter auf den dunklen Moosboden und hoben die Köpfe der beiden Mädchen magisch ab von dem inorrigen, dunkelgrauen Stamme, gegen den sie lehnten und dessen tief unten sitzender Schößling eine Laubkrone um ihre Schläfen wob. Nur ungern riß sich der ihnen gegenüberliegende Otto von diesem Wilde los. Als er sich erhob, um Abschied zu nehmen, sagte Leonie, ihm die Hand reichend: „Nochmals danke ich Ihnen, lieber Bruder, wenn ich auch fürchte, Ihre Großmuth wird das Verhängniß nicht aufhalten.“

„Wie meinst du das?“ fragte Adelheid.

„Hat Herr v. Sonnland das gethan, wessen ihr ihn zeigt, so wird ihn die Strafe doch ereilen,“ war die Antwort, „und dann fällt sie mit ihrer ganzen Schwere auch auf Arthurs und Paulas Haupt, da hilft kein Retten und Schützen, denn die Schuld der Väter wird heimgesucht an den Kindern, das ist ein ewiges, unverbrüchliches Gesetz.“

### 25. Kapitel.

Pünktlich um die Stunde, zu welcher Mietthing sie bestellt hatte, fanden Elfriede und Stapelsfeld sich in dem ehemaligen Vaterhause der jungen Frau ein. Als sie in den Laden traten, sprang ihnen das Faktotum von dem Ladentisch, wo es in Ermangelung anderer Beschäftigung mit baumelnden Beinen gesessen, entgegen und fragte nach ihrem Begehre.

„Wir wollen Herrn Mietthing sprechen,“ antwortete Stapelsfeld und richtete seine Schritte nach dem Comtoir.

„Herr Mietthing?“ wiederholte der junge Mensch, sie mit weit aufgerissenen Augen anlozend, „ja, wissen Sie denn nicht?“

„Was denn?“ riefen Stapelsfeld und Elfriede gleichzeitig.

„Daß Herr Mietthing nach Berlin gereist ist.“

„Kein Wort. Wann denn?“

„Gestern abend. Ich dachte, er würde bei Ihnen vorübergegangen sein und hätt' Ihnen gesagt. Muß es freilich sehr eilig gehabt haben, denn er hat den Schlüssel zum Comtoir mitgenommen.“

„Den Schlüssel zum Comtoir?“ fragte Stapelsfeld und rüttelte an dem Schloß, „wurde denn das immer während der Nacht abgeschlossen?“

„Sonst eigentlich nicht; der Herr hat gewiß sehr viel Geld drin,“ antwortete der Bursch mit wichtiger Miene; „der andere Eingang vom Thur aus ist auch verschlossen und verrammelt. Die beiden Schreiber sind, da sie nicht hineinkonnten und keine Arbeit fanden, wieder nach Hause gegangen; die haben jetzt Feiertage, unjereins bekommt es nicht so gut,“ fügte er mit unverbesserlichem Neid hinzu.

Stapelsfeld ward die Sache immer bedenklicher. „Wie lange wird er denn fortbleiben?“ fragte er.

Das Faktotum zuckte die Achseln. „Darüber hat er sich nicht ausgesprochen, es kommt wohl auf die Geschäfte an, die er zu erledigen hat. Sehr lange kann's aber wohl nicht dauern, denn er hat nur einen ganz kleinen Handkoffer mitgenommen.“

„Findest du das nicht sonderbar?“ wandte sich Stapelsfeld an seine Frau. „Er bestellt uns hierher und reißt fort?“

„Er kann ja plötzlich eine Nachricht bekommen haben, die ihn zur schleunigen Abreise bestimmt hat,“ erwiderte Elfriede.

„So hätte er mir wenigstens eine Zeile schreiben können; was fangen wir nun an?“

„Es wird uns doch nichts übrig bleiben als zu warten, bis er zurückkehrt,“ sagte die junge Frau, der bei der Sache auch nicht recht wohl war, die aber ihren Mann, dem sie die Besorgniß vom Gesichte ablas, nicht noch ängstlicher machen wollte; „er wird dir wohl von unterwegs eine Karte schreiben.“

Das Ehepaar entfernte sich, und mehreren anderen Leuten, die nach ihm kamen, ward derselbe Bescheid, der stets mit Zeichen der größten Verwunderung aufgenommen ward, denn es fand sich, daß sie sämmtlich für diesen Vormittag ausdrücklich herbestellt waren. Die Verwunderung verwandelte sich in Entrüstung, als Mietthing weder im Laufe dieses noch des nächsten Tages zurückkehrte und auch nichts von sich hören ließ. Einer nach dem andern rückte mit dem Geständniß heraus, daß er mit der Befriedigung einer Forderung auf diesen Tag betrüftet worden war, und als nun gar Stapelsfeld bekannte,

daß ihm Mietthing die lange verschobene Auseinandersetzung versprochen und ihn mit seiner Frau bestellt habe, um zum Notar zu gehen, da gewann die Sache ein immer bedenklicheres Ansehen.

Von banger Ahnung erfüllt, steckte einer der Pfandinhaber von Aktien der Goldmine von San Salvadore die Papiere zu sich und fuhr nach Berlin, um sich in einem Bankgeschäft über deren Werth Aufschluß zu holen. Als man ihm in drei oder vier Bankhäusern, die er aufsuchte, den Rath gab, die Papiere zu Fidibus zu benutzen, oder wenn er unglücklicherweise einen großen Borrath davon habe, sich ein Zimmer damit tapezieren zu lassen, und er diese niederschmetternde Nachricht noch vor seiner Rückkehr telegraphisch nach Wörling gelangen ließ, da erreichte die Aufregung einen bedenklichen Grad. Von allen Seiten eilten die Geschädigten herbei und bestürmten den unglücklichen Stapelfeld mit Vorwürfen, daß er nicht eher gesprochen und es dem sauberen Patron durch sein Schweigen ermöglicht hatte, einen gewaltigen Vorprung auf seiner Flucht zu gewinnen.

Der Vorsitzende der in Wörling befindlichen Gerichtskommission begab sich in Begleitung eines Schreibers und eines Dieners nach dem Mietthing'schen Hause und ließ durch einen Schlosser die Thür des verschlossenen Comtoirs, in welchem sich nach der Angabe des Faktotums auch sämtliche Geschäftsbücher befinden sollten, öffnen. Während dies geschah, nahm er eine oberflächliche Revision der Vorräthe im Laden vor, die sich, etliche prunkende Schaustücke abgerechnet, als recht geringfügig erwies. Das bestürzte Stapelfeld'sche Ehepaar sah sich zu der Erklärung veranlaßt, die Bestände könnten nach deren Ueberrahme durch Mietthing recht wenig Ergänzungen erfahren haben. Indeß war es ja noch immer möglich, daß Mietthing nur den Kleinhandel vernachlässigt hatte, um sich ganz seinen großartigen Unternehmungen zu widmen. Der Ertrinkende klammert sich an einen Strohhalme, — man wartete mit Spannung auf das Oeffnen des Comtoirs, das, nach der Festigkeit seiner Schlösser zu urtheilen, allerdings Schätze bergen mußte. Endlich wichen sie den vereinten Anstrengungen des Schlossers und seines Gefellen, um den eintretenden Beamten und den nachdrängenden Interessenten einen trostlosen Einblick in den vor ihnen liegenden Raum zu gestatten. Auf und in den Platten befand sich nichts als Schreib- und Briefpapier, Couverts und Oblaten, alles bedruckt mit den Firmen der verschiedensten Unternehmungen des Herrn Mietthing; Federn und Bleistifte, Tinte, Scheeren, Löschblätter, Lineale und Wandkalender, Sandfässer und Zahlbretter, sowie das Schwämmchen zum Putzen des Papiergeldes, mit einem Worte alles, was zur Einrichtung eines Comtoirs gehörte, war in Fülle vorhanden, darüber hinaus aber absolut nichts. Keine Spur einer Korrespondenz, kein beschriebenes Blatt, kein Hauptbuch, kein Kassabuch, keine Klabbe war zu entdecken, und ebensowenig fand sich dergleichen in dem in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllten Privatcomtoir, dem Allerheiligsten Ehren-Mietthing's. Nur der eiserne Schrank stand noch da geschlossen und unverfehrt, ähnlich dem letzten Bollwerk einer Festung, das sich noch hält, wenn alle anderen Schanzen bereits vom Feinde erstiegen.

„Die Bücher und Korrespondenzen werden sich im eisernen Schranke befinden,“ meinten einige, deren Hoffnungen sich nach

jedem Schlage erhoben wie Halme, die ein Regenschauer niedergeworfen, während weniger optimistische Naturen auch hier die absolute Leere voraussetzten. Sie hatten viel Zeit, ihre Ansichten darüber auszutauschen und sich dabei zu erheben, denn das Schloß des eisernen Schrankes spottete jeder Anstrengung, und es blieb nichts übrig, als ihn anzubohren und die Thür herauszubeugen. Bücher waren allerdings auch nicht darin, wohl aber die Goldrollen und die Pakete mit Kassenscheinen, welche Stapelfelds und noch manches andere Auge geblendet hatten und auch jetzt noch ihre Wirkung nicht ganz verfehlten. Ein freudiges „ah“ ließ sich hören.

Dem kurzen Aufathmen folgte eine um so größere Nieder geschlagenheit; die vielversprechenden Rollen waren mit Sand gefüllt; die mit bedruckten Etiketten umwundenen Päckchen enthielten bedrucktes Zeitungspapier; das goldblinnde Schaustück und das Paket Kassenscheine, welche Mietthing vor den Augen seiner Geschäftsfreunde zu öffnen pflegte, waren mit ihm verschwunden. Selbst von den Aktien der Goldmine San Salvadore in Montevideo war nichts mehr vorhanden. Ein Schrei des Zornes, der Empörung ging durch das Haus und pflanzte sich auf die Straße, durch die Stadt, in die ganze Umgegend fort. Erst jetzt stellte sich heraus, welche eine Menge von Menschen sich durch Mietthing's Vorspiegelungen hatten verleiten lassen und mit größeren oder geringeren Summen bei ihm hineingefallen waren. Die Anzahl der Goldminen-Aktien, welche er verstreut, theils als Unterpfand, theils als vorzügliche Kapitalanlage, hätte in der That hingereicht, einige Zimmer damit auszutapezieren, selbst dem Wirth im Rautenkranz hatte er für mehrmonatliche Verpflanzung eine solche Aktie aufgeschwagt. Es war beinahe anzunehmen, daß er sich erst aus dem Staube gemacht, nachdem er das letzte dieser werthvollen Papiere an den Mann gebracht hatte.

Dabei war er aber immer noch mit einer gewissen Schonung und mit der Umsicht eines erfahrenen Mitgliedes der Einschätzungs-Kommission zu Werke gegangen und hatte jeden nach seinen Vermögensverhältnissen und nicht höher, als er im äußersten Nothfall verschmerzen konnte, gebrandschakt; — nur gegen einen hatte er diesen Akt christlicher Barmherzigkeit gänzlich aus den Augen gesetzt, und dieser eine war sein Verwandter und Jugendfreund, Hermann Stapelfeld.

Der Lehrer und seine Frau hatten Mietthing das Haus zuschreiben lassen und eine äußerst geringfügige Anzahlung dafür erhalten; von dem Erlöse aus den übernommenen Waarenbeständen und den eingegangenen Außenständen hatte er gar nichts an sie abgeführt, und die Bürgschaft, zu welcher er Stapelfeld verleitet, überstieg weit den Betrag des Elfrieden von ihrem Vater hinterlassenen Baarvermögens, das ohnehin lange nicht so bedeutend gewesen war, wie man allgemein angenommen hatte.

Es wurde sogleich ein Steckbrief hinter dem Entflohenen erlassen und der Telegraph spielte nach allen Richtungen, um seine Ergreifung zu veranlassen. Allgemein war man der Ansicht, er müsse eine erkleckliche Summe mitgenommen haben, um deren Wiedererlangung es seinen Gläubigern weit mehr zu thun war, als um seine Person, obwohl man, wäre man derselben habhaft geworden, sein Muthchen auch gern daran gefühlt hätte. (Fortf. folgt.)

## G e f ü h n t !

Von Cl. Rebling.

„He, Christian, laß doch die armen Gänse in Ruhe; mußt du denn immer die Thiere quälen und ängstigen! Warte nur, wenn du einmal unter die Soldaten kommst, werden sie dir wohl das unnütze Wesen austreiben!“

„Unter die Soldaten!? Na, da will ich hin; ich will in den Krieg und alle Feinde todt schlagen. Aber prügeln, wie Ihr es immer wollt, Großmutter, laß ich mich da auch nicht, lieber laufe ich davon!“

„Und wirst gekriegt und todtgeschossen! — Jetzt komm aber ins Haus, mach, 's ist Abendzeit.“

„Wenn Ihr mich nicht schlagen wollt, Großmutter, sonst laufe ich aufs Feld und vertriebe mich in einem Strohdienem.“

„Na, da komm nur! Daß du mir aber ein andermal die Gänse ungeschoren läßt!“ —

Die blasse, alternde Frau geht in die Hütte, die etwas abseits vom Dorfe liegt. Der Knabe folgt ihr; die Thürklinke in der

Hand, scheidt er nochmals die schnatternde Gänseherde. Er ist ein wilder, trotziger Gesell, dem kein Baum zu hoch, kein Graben zu breit ist, um nicht an ihnen seine Kraft zu probiren.

Sein Vater war Arbeiter in der nahegelegenen Stadt gewesen; eines Tages hatte man ihn seiner Frau todt ins Haus gebracht; er war in der Fabrik verunglückt — durch eigene Schuld. Das war schlimm für die Frau, die, selbst kränzlich, nicht viel verdienen konnte. Schlimmer war's noch für den Jungen; denn wem sollte der jetzt gehorchen?

Die Frau war wieder zu ihrer Mutter aus dem Dorfe gezogen, in deren haufällige Hütte; da kräfteten die drei kümmerliche genug ihr Leben. Die Mutter nähte und flickte für die Dorfleute, die bloß grobe Arbeit verrichten konnten, und sie wiederum halfen ihr das kleine Stück Land bestellen, das der Großmutter gehörte. Sie thaten es aus Mitleid gegen die alte Frau; denn Christian's Mutter und er selbst hatten keinen Freund im Dorfe. Die

Mutter war „städtisch“ geworden, fühlte sich geistiger als die dummen Landleute; sie konnte auch besser lesen und schreiben als die Mehrzahl derselben, den Herrn Pfarrer und Küster ausgenommen. Der neue Schulze, der war ja so unwissend, daß sie ihm erst ihren Namen buchstabiren mußte, als sie ankam! — Ja, ihre Klugheit sollte auch nicht verloren gehen; deshalb sparte sie sich und der alten Mutter den Groschen vom Munde ab, damit sie nur die Bücher halten konnte, die im Eckschrank der niedrigen Stube lagen und die ihr allwöchentlich der Colporteur aus der Stadt brachte. Wenn die alte Frau sich abends ins Himmelbett gelegt hatte, das die eine Seite der Stube ganz einnahm, dann ging Christian's Mutter hinaus in die Küche, die zugleich Hausflur war, und las dort beim Scheine einer altersschwachen, schmutzigen Lampe alle die Geschichten von gefangenen Grafen und Gräfinnen, von armer Leute Kindern, die Herzöge und Fürstinnen wurden! Und all die wunderbaren, interessanten Begebenheiten glaubte sie. Unaufhörlich beschäftigte sie sich mit denselben; wenn sie die groben Faden und Röcke der Dorf-bewohner ausbesserte, dachte sie daran; sie standen mit ihr auf und gingen mit ihr zu Bett.

Was that unterdessen Christian? Er tummelte sich in Wald und Feld, überall löse, oft sogar böse Streiche ausführend. Er war nun zwölf Jahre alt; in zwei Jahren sollte er eingeseget werden und dann beim Schmied in die Lehre kommen.

„Schlosser und Schmiede verdienen viel Geld,“ sagte die Mutter; „da kannst du noch mal ein großer Herr werden. Ich habe eine Geschichte gelesen, wo ein armer Schlossergehülfe einen Grafen befreite und nachher wurde er selbst Graf. Dort in den Büchern im Eckschrank steht's.“

Von Stund' an las auch Christian, las sich die Backen bleich und die Augen hohl und unheimlich glänzend. Aber er träumte nicht bloß wie seine Mutter, nein, er fürchte das Schauerliche der Geschichten selbst aus, soweit er es verstand. Bald überfiel er schwächere seiner Kameraden und nahm ihnen weg, wessen er habhaft werden konnte, bald wieder quälte und ängstigte er die Thiere, alten Leuten spielte er allen nur möglichen Schabernack, so daß er bald der Schrecken Aller war und der Herr Pfarrer ihn sehr ernst ins Gebet nahm.

Nur ein Menschenkind schien Einfluß auf ihn zu haben, das war die kleine blonde Marie, des Schulzen Tochterlein. Sie sollte zwar nichts mit dem rohen Burschen gemein haben, ihre Eltern wollten es durchaus nicht; aber Marielie war ja das einzige Kind und hatte auch ihr Köpfchen für sich. —

So gingen zwei Jahre hin; die alte Großmutter starb. Ihre

Tochter weinte wohl ein paar Thränen um sie, aber dann versenkte sie sich wieder desto eifriger in ihre geliebten Romane. Immer häufiger wurde die Hütte, nicht mehr wie sonst halben die Nachbarn, auch die Arbeit blieb aus. Die „hochmüthige Dingin“ mochte doch allein sehen, wie sie fertig ward! Die Frau ward auch fertig; sie legte sich hin und starb, den Kopf bis zuletzt voll von Rittersn, Räubern und schönen Fräulein; dazwischen rief sie wohl mal recht sehnsüchtig: „Christian.“ Als der aber endlich erwich, waren ihre Augen schon gebrochen, — sie war todt. — —

Christian war nun ganz allein. Die Hütte und das Stück Land wurden von Amts wegen verkauft, denn die Frau hatte Schulden gemacht. Die vierzehn Tage, die noch bis zur Einsegnung fehlten, brachte Christian in des Schmieds Hause zu. Er sollte nun etwas Tüchtiges lernen, — auch gehorchen lernen.

Das kam ihm schwer an. Er biß die Zähne zusammen, aber er hielt aus und wurde mit der Zeit ein tüchtiger Schmied. Der Herr Pastor meinte vertraulich zum Schulzen: „Für den Christian Schmiedler war's ein Glück, daß seine Mutter so früh starb; so wird doch hoffentlich noch ein braver Mensch aus ihm!“

„Wollen's hoffen, Herr Pfarrer; wenn nur meine Tochter nicht so eigensinnig an ihm hängen thät! So'n armer Bursch' und die reiche Schulzentochter, das thut nimmer gut!“

„Laß nur die beiden jungen Leuten; ich kenne mein Marielien, sie war mir die Liebste unter den Konfirmandinnen, sie hat auch sonst in den Extrastunden so fleißig und treu gelernt. Sie hat ein gutes Gemüth, vielleicht soll sie Christian's guter Engel sein!“

Das war nun freilich Latein für des Schulzen Pipelmütze; nur daß seiner Tochter Name in Zusammenhang mit einem Engel gebracht wurde, gefiel ihm.

„Ja, hübsch ist das Mädchen,“ meinte er grinsend; „sie ist auch tüchtig in der Wirthschaft; merke nicht, daß meine Alte, Gott hab' sie selig, so lange todt ist. Und sonst hilfst mir Marielien auch noch bei den Schreibereien, — meine Augen werden so schwach, Herr Pfarrer,“ setzte er hinzu, das seine Lächeln nicht gewahrend, das für den Augenblick des Geistlichen Mund umhüllte. Dieser dachte wohl an die mancherlei Schriftstücke und Bücher, die scheinbar mit Kunzenzeichen versehen waren, in Wahrheit jedoch des Schulzen kalligraphische Leistungen in Geschäftssachen bedeuteten, während jetzt Marielien's Geschriebenes wohl steife Buchstaben, Schulkchrift, zeigte, doch leserlich und im besten Einvernehmen mit der Orthographie war. (Fortf. folgt.)

## Bunte Zeitung.

\* **Ein Gedicht der Erzherzogin Marie Valerie.** Das Wiener Salonblatt veröffentlicht ein bisher ungedrucktes Gedicht, in dem die Erzherzogin Marie Valerie die Schönheiten des Loier besingt — jenes Berges, den sie in Gesellschaft ihrer Mutter, der Kaiserin Elisabeth, von Fischl aus wiederholt besitaen. Das Gedicht lautet:

O, fraget nicht nach morgen!  
Das Heut' ist ja so schön.  
Verstreut ins Thal die Sorgen  
Laßt sie vom Wind verwehn.  
Was eure Herzen möchten,  
Vertraut's dem Loier an,  
In lauschig stillen Nächten  
Verräth dem Mond er's dann  
Der dient den Englein oben  
Als silbernes Brevier,  
Woraus den Herrn sie loben  
Und preisen für und für.  
So wird der Herr das hören,  
Was unten niemand weiß,  
Und soll Er's euch gewähren,  
Gebt auch dem Loier Preis.

\* **Beethoven'sche Manuscripte.** Bei einer dieser Tage stattgehabten großen Autographen-Versteigerung bei Leo Viepmannsohn in Berlin wurde der höchste Preis von 1325 M. für ein eigenhändiges Musik-Manuskript von Ludwig van Beethoven gezahlt. Es war die als Opus 134, im Mai 1827, wenige Tage nach seinem Tode herausgegebene „Grande fugue, tantôt libre, tantôt recherchée, pour 2 violons, alto et violoncello, de Louis van Beethoven et arrangée pour le pianoforte à quatre mains par l'auteur même. Vienne, Artaria.“ So lautet der Titel der im Handel erschienenen Ausgabe, während das Autograph nur die Anfangsbezeichnung „Quvertura“ und die ursprüngliche Komposition für Streichquartett enthält. Das Manuskript galt bisher als ver-

schwunden und zeigt sich noch in dem alten Pappband mit der eigenhändigen Widmung des wiener Verlegers Tobias Haslinger: „Beethoven's Handschrift. Herrn Grafen von Alberti zur freundlichen Erinnerung an Tobias Haslinger.“ Die Handschrift, die 80 Quersollseiten umfaßt, gilt übrigens als die einzige eigenhändige Klavierpartitur, welche von Beethoven erhalten ist, und seit Jahren ist ein so vollständiges und umfangreiches Original-Musikmanuskript des großen Meisters nicht in den Handel gekommen. — Ein sehr origineller Brief Beethoven's, der 240 M. erzielte, ist datirt „Baden, am 24. Aug. 1825“ und an seinen Freund, den Violinpieler Karl Holz, gerichtet. Der Brief ist voll wahrhaft überprudelnder Laune. Den Adressaten redet er an: „Bester Rabagoniholz,“ die Musikhändler titulirt er als „Höllenhunde,“ den Redacteur der Leipziger „Musikalischen Zeitung“ als „Mephistopheles.“ Seine Haushälterin nennt er „Satanas“ und schreibt u. a.: „Komm am Freitag, wo Satanas in der Küche noch am erträglichsten ist.“

\* **Der bescheidene Sänger.** In bester Theaterkreise erzählt man sich eifrig die Geschichte der allerneuesten Engagements-Verhandlungen zwischen dem Intendanten des kgl. Opernhauses Beniczky und dem Tenoristen Julius Berotti. Hr. v. Beniczky soll nämlich Hr. Berotti, um diesen Lieblingsstenor Budapens ständig an die kgl. Oper zu fesseln, erjucht haben, seine Bedingungen zu formuliren. Berotti erwiderte kurz und bündig: „Für acht Monate 30,000 Gulden Gage und — die Eiserne Krone!“ (Ein österreichisch-ungarischer Orden, mit dessen Verleihung auch gleichzeitig die „Erhebung“ in den Abstand erfolgt.) Der Intendant habe darauf replizirt: „Nieder die Eiserne Krone verfüge ich nicht, ich kann Ihnen dieselbe also nicht bewilligen; über die 30,000 Gulden verfüge ich, diese gebe ich Ihnen aber nicht!“ — Ein Kollege, welcher von den Bedingungen, die Berotti gestellt, erfahren hatte, interpellirte ihn, indem er sprach: „Im Himmels Willen, wie können Sie für acht Monate 30,000 Gulden fordern, giebt Ministerpräsident Graf Szapary doch für zwölf Monate bloß 32,000 Gulden?“ worauf Berotti mit seinem süßesten Lächeln erwiderte: „Aber ich zweifle, ob das Publikum

vom Grafen Szapary nur halb so viel Vergnügen hat, wie von mir."

\* **Wein als Konserve in Blechbüchsen.** Die Idee, Wein als Konserve in Blechbüchsen zu verpacken, ist nicht neu, doch sind die in dieser Richtung früher angestellten Versuche nicht geglückt. Im Gegensatz dazu sind in Frankreich Versuche mit eingedicktem Weinmost aus Kalkforamen gemacht, die als vollkommen geglückt betrachtet werden dürfen. In einem Hauptpunkte nur ist der Versuch nicht geglückt, und zwar durch die Schuld der Steuerbehörde. Die betreffende Behörde hatte nämlich einen so hohen Steuersatz für diesen gänzlich neuen Einfuhrartikel in Anschlag gebracht, daß ein pekuniärer Erfolg ausgeschlossen ist. Somit dürfte es bei dem einen Versuch bleiben, denn die Triebfeder hierbei war eine Umgehung der Steuer! Dagegen wird dieses Verfahren in der italienisch-afrikanischen Kolonie Massaua als ein aussichtsvoles bezeichnet werden dürfen. Der dortige Zivilkommissar hat derartig zubereiteten Most von Sizilien versuchsweise kommen lassen und die daraus bereiteten Weine haben die dortigen Offiziere und Beamten außerordentlich befriedigt. Den Anlaß zu diesem Versuch boten die theureren Weine, die man für überaus schlechte Weine bezahlen muß, während auf diese Weise ein sehr gutes und dabei billiges Getränk herzustellen möglich wird. Man beabsichtigt, in Massaua, Keren und Asmara eigene Etablissements zu bauen, um den eingedickten Weinmost in Wein umzuwandeln.

\* **Praktisches Mittel.** In einer vornehmen deutschen Gesellschaft Newyorks wurde der traurige Unglücksfall einer bekannten Familie, welche sich ohnedies schon in bedrängten Verhältnissen befand, lebhaft besprochen. Mit Ausnahme eines Amerikaners nahmen alle Anwesenden an der Unterhaltung teil, und jeder drückte in warmen Worten sein Mitleid aus und versprach, helfend eintreten zu wollen. Der Amerikaner schien für die Unterhaltung wenig Interesse zu haben und kannte wohl auch die betreffende Familie nicht, er suchte anscheinend theilnahmslos in seiner Brieftasche herum; plötzlich entnahm er derselben eine Banknote, legte sie auf einen Teller, den er seinem Nachbar herumgehen zu lassen bat, und sagte: „Ich bedaure die arme Familie mit 100 Dollars, mit wie viel bebauern Sie sie?“

\* **Kräftiger Mittagstisch.** Folgendes Inserat erschien im berliner Intelligenzblatt: „A. B. 4. Junger Mann sucht einen kräftigen Mittagstisch in der Nähe der 3.-Straße. Gefällige Antworten unter obiger Chiffre erbeten.“ Worauf folgendes Schreiben einlief: „A. B. 4. Einen recht kräftigen Mittagstisch finden Sie beim Unterzeichneten; derselbe ist mit grauem Wachsstock überzogen und hat starke, gedrehte Weine. Hobeimann, Tischlermeister, 3.-Straße.“

\* **Auf dem Kriegsfuß mit — Fremdwörtern.** Der General von Peter, Kommandant von Spandau, war eine Art Vorläufer von Papa Wrangel, aber seines ungeschminkt soldatischen Weisens halber bei König Friedrich Wilhelm III. sehr beliebt. Mit der deutschen Sprache und noch mehr mit Fremdwörtern stand der General auf gespanntem Fuß. Eines Abends befand er sich auf einem Hofball in Unterhaltung mit dem Könige, als er eine Dame von prächtigem Wuchs bemerkte, deren Erscheinung den alten Herrn entzückte. „Majestät,“ rief er begeistert aus, „sehen Sie nur diesen corpus . . . Donnertwetter . . . delicti!“

\* **Erfas.** Frau: „Kaufe dir doch mal endlich einen neuen Hut.“ Mann: „Ich finde, daß der alte noch ganz gut ist.“ Frau (nach einer Weile): „Nun, dann kaufe mir wenigstens einen.“

\* **Die schlesischen Weine** sind berühmt wegen ihrer Säure. Friedrich der Große fragte einst einen schlesischen Vater: ob im Kloster auch Wein vom eigenen Zuwachs getrunken werde. „In der Marktwache, Ev. Majestät!“ war die Antwort.

\* **Kaufmännisch.** Bettler (der den ganzen Tag noch nichts geschenkt bekam): „Es ist schrecklich! Wie kann sich bei so einem miserablen Geschäft das Betriebskapital rentieren.“

\* **Reifere Jugend.** Arthur: „Klara! — — würden Sie — — könnten Sie — — möchten Sie — —“ — Klara: „Nur Muth, lieber Arthur, was haben Sie denn auf dem Herzen?“ — Arthur: „Wollten Sie — — dürften Sie mir eine Cigarre von Ihrem Vater schenken?“

## Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Die Enthüllung des Lessing-Denkmal als in Berlin hat am Dienstag um 11 Uhr vormittag stattgefunden. Mit einem tiefdurchdachten, geistvollen und von lauterer Liebe zu Lessing durchwehten Festgrob eröffnete Prof. Erich Schmidt, der verdienstvolle Lessing-Biograph, die Enthüllungsfest. Er führte im Geiste durch die Via triumphalis vom Schlüter'schen Kurfürstendenkmal bis zur Quadriga des Brandenburger Thores. Auf diesem Wege ist Lessing zweimal durch die Kunst verkörpert:

in der National-Gallerie als der lebenssprühende Dichter der „Minna v. Barnhelm“, in der Friedrich d. Gr. gefeiert ist, wie größer, schlächter und männlicher niemals ein Fürst, und auf dem Brauch'schen Friedrichsdenkmal, auf dem Lessing Drieisprache hält mit Kant. Mehr als zehn Jahre, zu vier Malen hat er in Berlin gewohnt. Als ein Verdender kam er hierher, hier ward er mündig. Hier schuf er die Tageskritik, um zu einem freien literarischen Gesundheitsamt, hier verabschiedete er den alten pariser Tragödienstil, den er dann in dem hamburger Duell mit Voltaire vollends über die Grenze gejagt. Hier hat er nicht nur dem deutschen Schriftstellerstand den Nacken gestreift — er hat geholfen im Zeitalter Friedrichs d. Gr. die Nation wahrhafter und wehrhafter zu machen, und der Schüchternheit und Empfindsamkeit des Geschlechts warf er nun den stählenden Imperativ der Energie entgegen. Er, der männliche Dichter und Denker, fand damals keine bleibende Stätte hier — wer möchte aber auch wünschen, einen Lessing in den akademischen Hirsaal gebannt zu sehen, ihn, der seine Publika vor der ganzen Nation auf offenem Markte las? Redner ging dann näher auf das Denkmal ein, auf welchen drei preussische Männer ihren Bund das Urbild des Majors v. Tellheim, Friedrich Nicolai, der Vertreter des Fredericianischen Berlinertums, und Moses Mendelssohn, der jüdische Buchhalter, Popularphilosoph und Aesthetiker, ein saubere Prosaist, ein reiner Mann, der sein Volk aus der Gefangenschaft geführt hat, an dessen Bild Lessings Auge hing, als er den „Nathan“ schuf, dessen Entwurf die Nachkommen Mendelssohns noch bis heute wie einen Ehrenbrief hüten. 1788 ist Nathan hier im engen Hause der Behrenstraße zum ersten male über die Bretter gegangen und nun stiegen jene heißen Kämpfe auf, in denen Lessing mit gewaltiger polemischer Kraft versucht, daß der Buchstabe nicht ist der Geist, die Bibel nicht die Religion, das geistliche Dogma nicht die Botschaft Christi. Die verchlungenen Ringe an der Vorderseite des Denkmals aber sollen besiegeln nicht das Gelöbniß nur frostiger Toleranz, nein! das Gelöbniß der wechselseitigen werththätigen Liebe. „Du heistiger Genius“ — so schloß der Redner seine oratorisch wie inhaltlich meisterlichen Worte — „du Funken-schläger und Fackelschwinger, du Phosphoros der deutschen Prosa, du Schwertfege, dessen Waffens blank und scharf stets in jedem deutschen Kampf um geistigen Fortschritt und nationale Ehre mitkämpfen! Klare Wasser rieseln zu deinen Seiten, sie laden uns zu schöpfen aus dem Quicksboru deines Geistes. Du aber schiebest von uns mit den symbolischen Worten von der Erhaltung der geistigen Kraft: „Ist nicht die ganze Ewigkeit mein.“ Ein jeder aber, der, dankbar des von dir Erungenen, vor dir steht, wird eingedenk sein deiner Worte: „Es eifre jeder seiner unbestochenen, von Vorurtheilen freien Liebe nach!“ Während der letzten Worte fiel langsam die Hülle, die zu beiden Seiten des Denkmals positierten studentischen Delegirten senkten Banner und Schläger, die gegenüber vom Denkmal auf dem Podium und den Tribünen sich befindenden zahlreichen Vertreter der Stadt, der Wissenschaft, der Literatur und Kunst entblöhten das Haupt und im hellen Scheine der kalten Oktobersonne stand das Denkmal da. Als die Hülle gefallen, übergab der zweite Vorsitzende des Denkmalcomites, Geh. Justizrath Lessing, das Denkmal der Stadt zur treuen Obhut, worauf Oberbürgermeister v. Jordanbeck mit Worten des Dankes das Denkmal übernahm als ein Wahrzeichen, daß die Gemeinde alle Bestrebungen für Wahrheit, Kultur und Humanität mit voller Kraft zu unterstützen gewillt sei. Die Rede des Oberbürgermeisters gipfelte in einem dreifachen Hoch auf den Kaiser als Schirmherrn der friedlichen Arbeit. Hierauf wurde die schöne Feier, die mit dem Vortrag einer Glücklichen Weise eröffnet worden, mit einem von Prof. Blunmer komponirten Chorgesang beschlossen. Unter Führung des Oberbürgermeisters und des zum Professor ernannten Schöpfers des Denkmals befristigten dann Prinz Friedrich Leopold, die Minister v. Goltz, v. Boetticher, Miquel und Graf Waldersee, die in einem Festzelt der Feier beigewohnt hatten, das schöne Werk. Aus Anlaß der Enthüllungsfest hatte das Denkmalcomite ein Festessen im Kaiserhof veranstaltet. Das königl. Schauspielhaus brachte abends zur Feier des Tages eine Aufführung von „Nathan dem Weisen“; alle übrigen Theater hatten es nicht für nötig erachtet, auch nur durch einen Prolog der Dankbarkeit, die sie Lessing schulden, Ausdruck zu geben. — Die Kaiserin Friedrich konnte einer leichten Unpäßlichkeit wegen am Dienstag der Enthüllungsfest des Lessing-Denkmal nicht beizwohnen, wie sie beabsichtigt hatte.